

Liana Novelli Glaab

„Immer wieder müssen wir neu anfangen“. Die vielen Wege der Familie Herzog

Emanuel Herzog, der Vater meiner Mutter, wurde 1892 in Skala im Habsburgischen Galizien als zweites von acht Kindern geboren. Fast alle seine Geschwister sind ausgewandert, nur sein Vater Josef Herzog, seine Mutter Rachel Sonnenfeld und seine Schwester Malka blieben und wohnten 1942 noch dort. Mein Großvater war als Jugendlicher wegen seiner Schulausbildung nach Czernowitz gezogen, wo es Gymnasien gab, und versuchte, sich dort allein mit Gelegenheitsarbeiten durchzuschlagen, doch er litt Hunger.

Ein Lehrer, der die Situation bemerkte und wusste, dass Emanuel auf sich allein gestellt war, vermittelte ihm die Möglichkeit, mehrere Stunden Privatunterricht zu erteilen. So ging es ihm bald besser. Unter den Privatschülern war meine zukünftige Großmutter Jetty Traubenberg, der er Mathematikstunden gab. Ihre Familie war vergleichsweise wohlhabend, ihr Vater hatte eine kleine Schneiderei. Es begann mit Mathematikunterricht, aber nach einer Weile konnte Jettys kleiner Bruder, der als Anstandsbegleitung bei den Stunden dabei war, den Eltern berichten, dass die zwei sich bereits duzten. Von dem Fortschreiten der Beziehung ist wenig überliefert, den Töchtern wurde nichts erzählt. Nur eine Schwester meiner Großmutter, die Jahre später zu Besuch kam, erwähnte, dass die beiden durchgebrannt seien: Danach befragt, beschränkte sich meine Großmutter auf ein wegwerfendes „Ach was!“, um weitere Nachfragen abzuwehren.

Sicher ist, dass mein Großvater 1916 sein Studium als Bergingenieur an der Hochschule für Berg- und Hüttenwesen in Leoben in der Steiermark abschloss, wo er und Jetty zusammenlebten. Geheiratet haben sie 1915, zwei Monate nach der Geburt ihrer ersten Tochter Dora, wie die Dokumente ausweisen, die mein Großvater hinterlassen hat.

Meine Großmutter war eine sehr fortschrittliche Person und gehörte dem jüdischen Frauenbund an. Sie besuchte sozia-

listische Veranstaltungen, zum Beispiel hatte sie in Czernowitz einen Vortrag von Bertha von Pappenheim gehört.

Mein Großvater war Freidenker. Obwohl beide aus frommen Familien kamen, hatten sie wie viele andere junge Juden Anfang 1900 nichts für die tradierte Lebensweise übrig. In den späteren Jahren, als sie sich ein komfortables bürgerliches Leben aufgebaut hatten, wurde jedoch nicht mehr von diesem Bruch gesprochen. Von meiner Großmutter konnte man manchmal etwas über die früheren Zeiten erfahren, sie ist ihren eigenen Vorstellungen immer treu geblieben. Mein Großvater hingegen hat mit den Jahren und den Ereignissen seine Einstellung verändert.

Nach seiner Staatsprüfung wurde mein Großvater im Ersten Weltkrieg einberufen, musste in der Österreichisch-Ungarischen Armee dienen und lag in den Schützengräben. Bis man erkannte, dass er wegen seiner extremen Kurzsichtigkeit untauglich war, vergingen drei Monate. Als deutlich wurde, dass er nicht simuliert hatte, wurde er nach Brno beordert, wo er und seine Frau in der jüdischen Gemeinde gemeldet waren. Dort kam 1917 meine Mutter Sarah zur Welt. Kurz darauf wurde meinem Großvater die Leitung eines Kohlebergwerks in Istrien angeboten.

So zogen meine Großeltern 1918 mit den zwei Kindern nach Istrien. Nach langer und schwieriger Reise erreichten sie schließlich ihr Ziel, Carpano (Krapan). Sie bauten sich eine neue Existenz auf. Der Großvater erhielt nun ein sicheres Gehalt, und sie mieteten sich ein Haus. Die lokale Bevölkerung bestand aus Bauern und Bergleuten, alle waren ausgesprochen freundlich. Es wurde eine weitere Tochter geboren, die den Namen Daisy erhielt (als Kurzform des jüdischen Namens Hadassa), und nach der Entbindung widmete sich die Großmutter dem Haushalt und dem Familienleben in neuer Umgebung.

Das Paar begann Italienisch zu lernen, mit den Einwohnern aber, die meistens nur Kroatisch sprachen, mussten sie sich in deren Sprache verständigen. So kamen zu der deutschen Muttersprache zwei weitere Sprachen dazu. Fast niemand dort verstand Italienisch, aber der Großvater sprach es konsequent mit den Kindern, denn nachdem Istrien als annektiertes Land zu Italien zählte, kamen die Grundschullehrer aus Italien und unterrichteten auf Italienisch.

Dass sie „anders“ als die meisten Einwohner von Stermazio waren, konnten die Töchter der Familie daran sehen, dass sie nicht in die Kirche gingen. Gelegentlich besuchten sie öffent-

liche katholische Feiern, weil ihre Eltern als Angehörige der lokalen Elite eingeladen wurden. An jüdischen Ritualen pflegten sie zu Hause den Schabbat am Freitagabend. Dabei aßen sie besondere Gerichte, und der Vater sprach die vorgegebenen Gebete. Zum Pessachfest soll gemäß der Tradition der jüngste Sohn die vorgegebenen vier rituellen Fragen stellen, der Großvater bedauerte deshalb jedes Jahr, dass er keinen Sohn hatte. Im Alltagsleben aßen sie nicht streng koscher, es wurde auch samstags gearbeitet, und es gab keine Synagoge, die sie hätten besuchen können. Mein Großvater hat die religiösen Pflichten nur erfüllt, soweit es am Ort möglich war. Meine Großmutter hätte gerne auch auf diese Rituale verzichtet. Ihrer Meinung nach – sagte sie im Vertrauen – war das Judentum eine Erfindung, die nur dazu diente, die Frauen mit besonders arbeitsintensiven häuslichen Pflichten zu belasten. Doch sie hatte Verständnis für ihren Mann und die Sehnsucht, die ihn bewegte, einige jüdische Rituale wiedereinzuführen.

Nachdem die Töchter die Grundschule absolviert hatten und eine weiterführende Schule besuchen sollten, zog die Familie nach Laurana, wo mein Großvater ein Haus kaufte. Er selber wohnte weiter in der Nähe des Bergwerks und kam nur am Samstagabend nach Hause.

Für seine Frau und die Töchter bedeutete der Umzug eine angenehme Veränderung. Die Töchter hatten Mitschüler aus gebildeten Kreisen und erhielten anregenden Unterricht in mehreren Fächern. Die Großmutter lebte wieder in einer Stadt und konnte dort Freundschaften knüpfen. Laurana lag am Meer, und im Sommer verbrachten dort viele Familien ihren Urlaub, darunter Deutsche und Österreicher, mit denen sie sich in ihrer Herkunftssprache unterhalten und einen Teil ihrer Identität wiederfinden konnte. Es gab in dem Ort auch einige jüdische Familien, darunter eine orthodoxe, wobei der Mann jedoch weniger streng war. Die vier Töchter des Großvaters hatten deshalb einmal erwogen, mit dem weniger religiösen Mann eine Abmachung zu treffen: Als sie ihn an einem Samstag in der Straßenbahn gesehen hatten, was für strenggläubige Juden verboten ist, wollten sie sich ein Eis von ihm ausgeben lassen und dafür seiner Frau nichts verraten. Auch wenn aus diesem Geschäft nichts wurde, ist die Episode bezeichnend für ihre Haltung zur Religion. Diese Haltung änderte sich auch später nicht, selbst als die Eltern meiner Großmutter zu Besuch kamen und bedauerten, dass die Kinder nicht richtig jüdisch erzogen wurden.



Durch die wachsende antisemitische Diskriminierung wurde den Schwestern Herzog ihre jüdische Identität immer bewusster. Meine Mutter hat mir später erzählt, worin sie das erste Vorzeichen dieser Entwicklung erkannte. Eines Tages im Sommer 1935 sahen sie und ihre Mutter eine befreundete Familie aus Deutschland, die jedes Jahr Urlaub in Laurana machte. Meine Großmutter lief ihnen freudig entgegen, um sie zu begrüßen. Sie schauten demonstrativ zur anderen Seite und gingen so schnell wie möglich vorbei, ein klares Zeichen ihrer Haltung. Ich fragte später, ob Mutter und Tochter über dieses Erlebnis sprachen, und erhielt als Antwort: „Nein, das war zu demütigend.“

1927 hatte die gesamte Familie die italienische Staatsangehörigkeit erhalten. Der Großvater arbeitete bereits seit Anfang 1920 im öffentlichen Dienst, da die Trifailer Kohlenwerke AG nach dem Krieg von der Arsa (Società Carbonifera mit Sitz in Triest) übernommen worden war. Er wirkte bis Juli 1929 als Direktor der Bergwerke, dann leitete er Bodenforschungen an verschiedenen Orten Istriens. Am 1. Juli 1936 wurde er Forschungsdirektor und eröffnete das neue Bergwerk von Sicciole, Sečovlje, bei Pirano in Slowenien. Danach wurde er nach Sardinien abgeordnet, wo er die geologischen Untersuchungen durchführte und zur Entdeckung wichtiger Kohlelager beitrug. Dieser schnelle Fortgang seiner Karriere wurde jedoch

1 Familie Herzog um das Jahr 1927/28. Ehepaar Jetty (geb. Traubenberg) und Emanuel Herzog mit den Töchtern Sarah, Dora, Daisy und Eva (v.l.n.r.)

durch die im November 1938 verkündeten Rassengesetze jäh unterbrochen.

Als seine Entlassung unmittelbar bevorstand, versuchte die Arsa, ihm zu helfen. Entsprechend kündigte mein Großvater bereits am 15. September 1938 im Einvernehmen mit dem Arbeitgeber. Im Kündigungsschreiben heißt es, er habe um Entlassung gebeten „per migliorare la sua posizione“ (um seine Stellung zu verbessern). So lautete die Formel, mit der verständnisvolle Arbeitgeber ihre jüdischen Arbeitnehmer auf deren Wunsch hin entließen, damit sie noch eine Abfindung erhielten, die sie sonst verloren hätten. Da die Arsa Geschäftsverbindungen nach Schweden unterhielt, organisierte der Großvater seine Abreise gen Norden. Den Abfindungsbetrag übergab er seiner Frau und den Töchtern, die nachkommen sollten, sobald er sich in Schweden etabliert hätte. Er erzählte später, dass er sich während der Reise einer Untersuchung unterziehen musste, um durch die Beschneidung seinen Status als jüdischer Flüchtling zu beweisen.

Die Familie war derweil nach Triest gezogen, wo meine Tante Eva das Gymnasium der Gemeinde besuchte, da die jüdischen Schüler und Lehrer aus den öffentlichen Schulen verbannt waren. Ihre Schwestern Dora und Sarah hätten ihr Studium fortsetzen können, da sie es vor Inkrafttreten der Rassengesetze begonnen hatten, aber sie verzichteten. Auch wäre es zu teuer gewesen, denn Sarah studierte in Padua und Dora in Venedig. Dort hatte sich Dora auch verlobt. Mein Großvater und meine Tante waren nach Venedig gefahren, als man erfahren hatte, dass Ehen zwischen Juden und Nichtjuden vor dem Inkrafttreten des Gesetzes noch möglich waren. Mein Großvater schlug vor, noch vorher zu heiraten. Doch als sie zurückkehrten, wurde nicht mehr davon gesprochen. Eine, wenn auch nicht vergleichbare Enttäuschung, erlebte auch meine Mutter. Ein Freund, mit dem sie eine Beziehung angefangen hatte, sagte ihr ganz ehrlich, dass es damit aus sei: „Du gefällst mir sehr, aber ich kann meine Beamtenlaufbahn nicht riskieren“. Diese Geschichte habe ich viel später in der Dissertation von Sandra Konrad gelesen, der ich ein Interview mit meiner Mutter vermittelt hatte. Konrad hat die Erfahrungen von drei Generationen von Jüdinnen verglichen, darunter diejenigen, die den Krieg in Europa erlebt hatten. Durch dieses Buch habe ich das erfahren, was meine Mutter uns nie erzählt hatte. Es war mir

peinlich, aber ich fragte sie, warum. Sie antwortete: „Es war zu demütigend.“¹

In Schweden bestellte man meinen Großvater in das italienische Konsulat, wo man ihm mitteilte, dass ihm die italienische Staatsangehörigkeit durch ein Dekret aberkannt worden war, das der König und Mussolini am 13. Dezember 1938 unterschrieben hatten. So verloren alle Juden, die die Staatsangehörigkeit nach 1919 erhalten hatten, die italienische Staatsbürgerschaft. Mein Großvater hatte sie 1927 bekommen, stellte aber trotzdem einen Antrag auf Rückgewährung, weil er bereits seit 1918 in Istrien lebte und der Meinung war, dieses Gesetz gelte nicht für ihn: Damals hatte Istrien zwar nur als „von Italien annektiertes Land“ gegolten, später aber auch als italienisches Staatsgebiet. Er hätte die Staatsangehörigkeit also eigentlich schon 1918 bekommen müssen.

Als Folge seines Antrages holte die italienische Regierung Informationen über die Familie Herzog von den Behörden in Triest ein. Im Rahmen einer Recherche, die ich dazu durchführen ließ, erhielt ich die Kopie des entsprechenden Briefs der Präfektur von Triest. Sie war der Argumentation meines Großvaters gefolgt und hatte die Familie im Übrigen als wohlhabend, politisch zuverlässig und moralisch untadelig beschrieben. Auffällig ist, dass die Heirat meiner Großeltern in das Jahr 1914 vorverlegt worden war, sodass ihr erstes, 1915 geborenes Kind als ehelich gelten konnte.

Dieser Brief nützte der Familie Herzog in Triest, denn so konnten alle dort weiter als italienische Staatsbürger leben, genau wie vorher. Mein Großvater aber erhielt die Staatsangehörigkeit nicht zurück, und als Staatenloser konnte er seine Familie nicht nach Schweden nachkommen lassen. Er war also gezwungen, seine Pläne zu ändern. So ließ er sich von seinem Bruder Jacob in die USA einladen. Die Reise war nur durch Sibirien möglich und voraussehbar langwierig. Seine schwedischen Freunde rieten ihm, viele billige Uhren zu kaufen, die er unterwegs gegen Essen eintauschen könnte. Tatsächlich überstand er auf diese Weise die dreimonatige Eisenbahnreise, schiffte sich dann ein und erreichte die USA nur noch mit den Kleidern, die er trug; selbst seinen Koffer hatte er abgegeben. Er wurde von seinem Bruder abgeholt und arbei-

¹ Sandra Konrad: „Jeder hat seinen eigenen Holocaust“. Die Auswirkungen des Holocaust auf jüdische Frauen dreier Generationen. Eine internationale psychologische Studie. Gießen 2007.

tete zunächst als Bergingenieur in Pennsylvania. Der Einwanderungsbehörde hatte er seine Zeugnisse und den Lebenslauf übermittelt. Später konnte er nach Washington umziehen, wo ihm die UNO eine Stelle als technischer Leiter angeboten hatte. Er hatte dort eine zweite, sehr erfolgreiche Karriere und leitete mehrere Forschungsprojekte in verschiedenen Ländern.

Bis zum 8. September 1943 war Briefverkehr möglich, und mein Großvater und seine Familie erhielten Nachricht voneinander. Er wusste, dass sie ausreichend Mittel zum Leben hatten und auch Kontakte und Beziehungen, die sie vor Verfolgung schützten. Meine Mutter gab privat Deutschunterricht, und einer ihrer Schüler war der Sohn eines „gerarca“, das heißt eines mächtigen Faschisten. Meine Tante Eva arbeitete als Privatlehrerin für die Kinder einer wohlhabenden Grundbesitzerfamilie. Die Herzogs hatten zwar etliche Freunde verloren, aber denjenigen, die ihnen blieben, waren sie daher umso dankbarer.

Bei den Bekanntschaften, die vor 1938 oder danach entstanden, spielte Dankbarkeit eine wichtige Rolle. Wer damals einer Jüdin treu zur Seite stand, der liebte sie wirklich. Die Geschichte der Beziehung meiner Eltern zeugt davon. Sie hatten sich in Laurana kennengelernt, wo mein katholischer Vater Guido seinen Urlaub verbrachte. Dass er sich verliebt hatte, erzählte er seinem Vater, der entsetzt war und sinngemäß antwortete: „Gerade in diesen Zeiten willst du etwas mit einer Jüdin anfangen?!“ Darauf antwortete mein Vater nicht mehr, traf sich aber weiter mit meiner Mutter, besuchte sie in Triest, bis sie sich schließlich verlobten und 1941 im Geheimen heirateten.

Zu dieser Zeit wohnte mein Vater in Turin. Als er zum Kriegsdienst eingezogen wurde, gab er der Pförtnerin eines Hauses in der Nähe seiner Wohnung Geld, damit sie die Post meiner Mutter für ihn dort aufbewahrte. Sein Vater und seine Schwester wussten bis 1944 weder von der Verlobung noch von der Heirat. Zuerst wollte er mögliche Versuche verhindern, ihn umzustimmen, später wollte er sie nicht beunruhigen. Zuletzt befürchtete er, sie könnten es nicht für sich behalten. Diese Ehe musste aber unbedingt geheim bleiben, da das Gesetz sie verbot. Meine Tante Daisy heiratete 1940 ebenfalls einen Katholiken, und die beiden Schwestern mussten die Regel befolgen, die die katholische Kirche für Mischehen vorschrieb. Da die zivile Wirkung der katholischen Ehe gemäß dem Konkordat von 1929 bei gesetzlich verbotenen



2 Ehepaar Sarah und Guido Novelli, undatiert

Ehen hinfällig war, wurden sie „in articulo mortis“, wörtlich im Augenblick des Todes, geschlossen. Im vorliegenden Fall bedeutete dies, dass die Ehe standesamtlich übertragen werden könnte, sobald die Lebensgefahr vorüber wäre. Am Tag vor der Hochzeit wurde meine Mutter getauft, empfing die Erstkommunion und wurde konfirmiert. Sie erklärte zwar, sie sei gar nicht gläubig, doch der Priester erwiderte: „Aber so hat es der Erzbischof angeordnet.“ Nach einer kurzen Hochzeitsreise kehrte mein Vater zu seiner Kriegseinheit nach Albanien zurück, und meine Mutter ging wieder nach Triest. Bis zum Sturz Mussolinis hatten sie nur schriftlich Kontakt. Am 25. Juli 1943, dem Tag, an dem der „Duce“ abgesetzt wurde, gratulierte ihr mein Vater zum Geburtstag und schrieb: „Ein besseres Geschenk hätte man Dir nicht machen können!“

Die Hoffnung auf eine Abschaffung der Rassengesetzgebung blieb jedoch zunächst vergeblich. Am 8. September desselben Jahres wurde schließlich der Waffenstillstand geschlossen. In Triest wusste man von der bevorstehenden Besetzung durch die Wehrmacht, die bereits an der Grenze stationiert war. Alle, die Grund dazu hatten, flohen so schnell sie konnten. Meine Mutter holte das ganze Geld, das sie noch auf der Bank hatte, die Schwestern besorgten Fahrkarten für sich und meine Großmutter, und am nächsten Tag fuhren sie ab, gen Süden, gedrängt in einem von verzweifelten Menschen überfüllten Zug.

Der Zug fuhr bis nach Bari, aber sie stiegen in Rimini aus, weil ihnen dort eine gute Freundin helfen konnte und weil sie



3 Gefälschte Papiere von Sarah Herzog mit Namenseintrag „Felicità Duca“, 1938

auf die Unterstützung meines Vaters angewiesen waren, der sich inzwischen in Turin aufhielt. Sie wohnten in einer kleinen Pension, bis ihr Geld fast aufgebraucht war. Sie informierten den freundlichen Pensionsbesitzer und erhielten folgenden Rat: Sie sollten zum Rathaus gehen, erzählen, dass sie Flüchtlinge aus dem gerade zerbombten Mailand wären, alles verloren hätten einschließlich ihrer Papiere. Dann würde die Stadt die Unterbringung für sie bezahlen.

So geschah es, und sie gewannen etwas Zeit, bis der Kontakt zu meinem Vater hergestellt werden konnte und sie das Geld erreichte, das er für die Reise nach Turin geschickt hatte. Zwar fuhr die Eisenbahn, aber mit vielen Unterbrechungen. Während einer Nacht im Hauptbahnhof von Mailand kontrollierten Wehrmachtssoldaten die Ausweise der Reisenden. Alle Herzogs hatten falsche Papiere, und die meiner Mutter waren besonders auffällig. Jeder konnte sehen, dass Name und Vorname ausstrahlt und ersetzt worden waren. So war aus Sarah Herzog „Felicità Duca“ geworden. Die Ausweise wurden mit der Lupe betrachtet und mit der Bemerkung „in Ordnung“ zurückgegeben. Später hat meine Mutter behauptet, niemand

hätte Lust oder Interesse gehabt, sie zu „entdecken“. Dabei hatte sie sicher Glück gehabt, doch ihr selbstsicheres Auftreten hatte wohl auch eine Rolle gespielt.

Sie traf ihren Mann in Turin. Seinen Aufenthalt dort verdankte er seiner Schwester. Sie hatte vor dem 8. September seine Beurlaubung vom Kriegsdienst in Albanien beantragt, damit er Konfirmationspate ihres Sohnes sein konnte. Dass die Beziehungen ihres Mannes – auch ein „gerarca“ – eine Rolle gespielt haben, bleibt eine Vermutung. Sicher wusste er, wie gefährlich die Lage in Albanien war, und tatsächlich sind nicht viele von dort unversehrt zurückgekommen.

Als Hauptmann der Artillerie wurde mein Vater von der neu ausgerufenen Italienischen Sozialrepublik („Repubblica Sociale Italiana“, RSI) einberufen. Gleichzeitig nahmen Partisanen, die er aus der Provinz Asti kannte und die um seine antifaschistische Haltung wussten, Kontakt zu ihm auf. Trotz seiner politischen Einstellung konnte er es sich nicht leisten, den Widerstand zu unterstützen. Desertion und Partisanenkampf hätten bedeutet, meine Mutter und ihre Familie zu gefährden und sie ohne Hilfe und Geld allein zu lassen. Also suchte er einen Mittelweg. Er meldete sich beim Fortbildungslehrgang der RSI in Turin und erklärte den Partisanen, die ihn aufgesucht hatten, seine Situation. Ihnen versprach er nach Möglichkeit logistische Hilfe als Artillerist, mehr konnte er zu dieser Zeit nicht tun. Er konnte nicht auf die monatlichen 8000 Lire Offiziersgehalt verzichten, die er für den Unterhalt der Familie brauchte. Die Familie hatte weder eine Wohnung noch Lebensmittelkarten, ihr Status war illegal und sie waren in ständiger Gefahr, als Jüdinnen entdeckt zu werden. Die Partisanen versprachen im Gegenzug, bei der Beschaffung glaubwürdiger Ausweise zu helfen. In der Tat besorgten sie gefälschte Pässe, ausgestellt in einem piemontesischen Standesamt mit den von ihnen angegebenen Daten. Viele norditalienische Kommunen stellten in zahlreichen Fällen echte, falsche Papiere aus. Diese Hilfe war besonders effektiv, da die Echtheit dieser Ausweise nicht angezweifelt werden konnte. Nach der Fortbildung trat mein Vater den Dienst in Treviso an, und meine Mutter zog in den kleinen Ort Rivoli in der Nähe von Turin. Mein Vater, dessen Elternhaus in Rivoli von der RSI bis Mitte 1944 requiriert worden war, hatte für sie Quartier bei einer Bäuerin gefunden, Frau Sampò, der meine Mutter ihr Leben lang dankbar bleiben sollte.

Frau Sampò war eine fromme Katholikin, hat aber nie versucht, meine Mutter zu bekehren. Als sie meine Mutter zum ersten Mal empfing, sagte sie: „Ihr Mann hat mir anvertraut, dass Sie in Gefahr sind: Haben Sie keine Angst, bei mir wohnen Sie sicher wie bei einer Schwester.“ Zeitweise lebte auch meine Tante Dora bei ihr, ansonsten hatte man für sie, ihre Schwestern und meine Großmutter noch eine Wohnung in Susa gefunden, einer Gemeinde in Piemont, zwanzig Kilometer von Rivoli entfernt. Das Geld, das sie benötigten, schickte mein Vater an eine gute Bekannte, die es meiner Mutter zukommen ließ. So schrieb meine Mutter beruhigende Berichte an meinen Vater. Er ging in Treviso einer eher sinnlosen Büro­tätigkeit nach, wie viele andere, die keine praktische Funktion mehr hatten. Das Ziel der RSI war es zu verhindern, dass ausgebildete Offiziere bei den Partisanen landeten, wie mir später ein Militärhistoriker bestätigt hat. Da mein Vater wenig zu tun hatte, schrieb er täglich lange Briefe an meine Mutter, die alle erhalten sind. Wegen seiner Lungenprobleme konsultierte er in dieser Zeit einen Arzt, der ihm zu einer Operation riet. So musste er kaum mehr seinen Dienst absolvieren, sondern konnte sich Untersuchungen unterziehen und operieren lassen. Schließlich ließ er sich bis zur Genesung beurlauben. Anfang 1945 traf er in unserem Haus in Rivoli ein, wo sein Vater und inzwischen auch meine Mutter lebten. Nun konnte er sie der Familie endlich als seine Frau vorstellen.

Am 25. April besetzte eine Wehrmachtseinheit das Haus. Der Kommandant wollte dort abwarten, bis sie sich den Alliierten ergeben konnten. Meine Mutter ging ihnen entgegen und erklärte, dass sie wegen ihres kranken Schwiegervaters nicht ausziehen könnten. Sie durften im Haus bleiben, allerdings nicht ausgehen, da die Partisanen von der Situation hätten erfahren können. Der Kommandant befahl, die vielen Lebensmittelvorräte, die sie hatten, auf dem Feld hinter dem Haus zu verbrennen. Die Soldaten gaben aber einiges davon meiner Mutter und der Köchin des Schwiegervaters, die tagelang angehalten wurde, Pfannkuchen für die ganze Truppe zu machen.

Selbstverständlich sprachen die Schwestern Herzog mit den Deutschen in ihrer Muttersprache. Sie wurden meist freundlich behandelt, denn die Besatzer spürten den Hass der sonstigen Bevölkerung, mit der keine Verständigung möglich war, und waren froh, auf Deutsch kommunizieren zu können. Meine Tante Eva, die immer wieder unter schwierigen Bedingun-

gen Reisen zwischen Susa und Triest unternahm, wurde oft in deutschen Lastwagen mitgenommen. In Triest wohnte sie versteckt bei ihrem Verlobten und der zukünftigen Schwiegermutter, wo auch ein jüdisches Paar, vermutlich aus Österreich, untergekommen war. Die Familie in Susa wohnte neben der Kaserne für die Wehrmacht. Tante Daisy unterhielt sich oft mit einem Offizier, und einmal erzählte sie ihm, dass sie nach Turin fahren musste, um ein Attest für ihren Mann abzuholen. Er riet ihr zur Vorsicht und freute sich, als sie zurückgekehrt war. Plötzlich kam ihr eine Idee, und sie fragte ihn: „Wenn es nicht gut gegangen wäre, hätten Sie mir geholfen?“ „In diesem Fall“, erwiderte er, „hätte auch der liebe Gott Ihnen nicht helfen können.“ Er hatte also die Lage verstanden, hätte sie aber nicht verraten.

Ende April erhielt meine Mutter weitere Einblicke in das Kriegsgeschehen. Zuerst hatte sie große Mühe, einen 18-jährigen Soldaten aus Dresden zu überzeugen, dass sie ihn in ihrem Keller nicht verstecken konnte, weil es sowohl für ihn wie für sie zu gefährlich gewesen wäre. Er weinte und sagte: „Ich will leben!“ Er tat ihr sehr leid. Sie hatte sich oft mit einem Offizier unterhalten, der große Sehnsucht nach Frau und Kind hatte: Sie hielt ihn für vertrauenswürdig und erzählte ihm, dass sie in der Radiosendung der BBC gehört hatte, wie die Engländer in den Konzentrationslagern Berge von toten Juden und Gefangenen gefunden hatten. „Ja“, erwiderte er, „das habe ich gewusst, es war eine schreckliche Notwendigkeit.“ Wie sie sich in ihm so hatte irren können, gab ihr zu denken. Anfang Mai fuhr die deutsche Einheit schließlich ab.

Meiner Tante Dora war es gelungen, meinem Großvater über das Rote Kreuz eine Nachricht zukommen zu lassen. Da die Post im geteilten Italien nicht mehr funktionierte, hatte er seit Ende 1943 nichts mehr von seiner Familie gehört. Bald erhielten sie einen sehr bewegenden Brief von ihm an meinen Vater, in dem er seine Dankbarkeit für die Rettung der ganzen Familie ausdrückte und versprach, ihn mit allem, was er besaß, zu entschädigen.

Meine Tante Eva konnte wieder frei in Triest leben. Dort erfuhr sie, dass eine Freundin sich bei ihrer früheren Pförtnerin wiederholt nach ihrem Wohnort erkundigt hatte. Da diese von den guten Beziehungen der Freundin zur deutschen Kommandantur wusste, hatte die Pförtnerin keine Auskunft gegeben. Meine Tante hatte sich offenbar sehr über den Charakter dieser Freundin getäuscht. Mein Onkel Franco war nach dem

Krieg Richter in Triest und hatte im Rahmen seiner Tätigkeit die Anzeige eines Nachbarn gegen die jüdische Familie Herzog gefunden. Sie hat überlebt. All die Juden aus Triest aber, die sich weder verstecken noch fliehen konnten, waren deportiert worden.

1945 ließen meine Eltern die religiös geschlossene Heirat standesamtlich übertragen. Mein Vater fand eine Stelle bei einer Versicherung in Turin. Sie blieben im Haus in Rivoli, und nun konnten sie, worauf sie bis dahin hatten verzichten müssen, ein Kind bekommen. Nach meiner Geburt 1946 bestieg meine Großmutter in Genua ein Schiff, das sie zu ihrem Mann nach Washington brachte, von dem sie acht Jahre getrennt gewesen war.

BILDNACHWEIS
Abb. 1-3 © Privatarhiv
Liana Novelli Glaab